

Am Jahresende neigt man bekanntlich aus vielerlei Gründen dazu, einen Rückblick auf das vergangene Jahr zu halten: Die Zeiten sind bewegt und was auf der großen politischen Bühne für Verunsicherung sorgt, kommt dann auch im Alltag bei uns Normalbürgern an. Ein schönes Beispiel hierfür ist die Bildungspolitik, der es allem Anschein vor allem darum geht, alle Betroffenen ständig in Atem zu halten. Dazu gehört selbstverständlich auch, dass wir als Vertreter des altsprachlichen Unterrichts nicht nur ein wachsames Auge auf unsere Fächer haben, sondern uns auch aktiv zu ihren Gunsten bildungspolitisch engagieren, wofür im Jahr 2016 immer wieder Gelegenheit bestand.

Das FORUM CLASSICUM spielt in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle: Es gibt

Raum für fachlichen, fachdidaktischen und bildungspolitischen Austausch sowie für lebendige Diskussion (wie man auch in diesem Heft wieder gut erkennen kann) und leistet auf diese Weise einen spezifischen Beitrag zur Sicherung des altsprachlichen Unterrichts. Daher gilt mein herzlicher Dank (und hier spreche ich im Namen des Bundesvorstandes) all denjenigen, die in diesem Jahr in unterschiedlichster Weise zum Gelingen des FORUM CLASSICUM beigetragen haben, sei als Redakteure oder bei der technischen Betreuung (großer Dank an Herrn Hobohm und Bögl-Druck), sei es als engagierte Autoren und als aufmerksame Leser! Ich wünsche Ihnen allen ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gesundes neues Jahr 2017 und: natürlich viel Spaß beim Lesen!

STEFAN KIPF

Lux verae humanitatis effulgeat.

Zum sechzigsten Todesjahr des schwäbischen Horaz Hermann Weller (1878-1956)

1. 1956 – ein trauriges Jahr für die Musen

Das Jahr 1956 ist ein trauriges Epochenjahr für die deutsche Literatur gewesen, insofern drei bedeutende Vertreter der literarischen Großgattungen Epik, Dramatik und Lyrik starben – THOMAS MANN, BERTOLT BRECHT und GOTTFRIED BENN. Auch der neulateinische Dichter HERMANN WELLER starb in diesem Jahr – auch wenn weit weniger bekannt, ist er gleichwohl eine erinnerungswürdige Größe: Er galt Zeitgenossen und Nachgeborenen als „schwäbischer Horaz“,¹ als „Horaz des 20. Jahrhunderts“,² als „der größte lebende Lateindichter“³ und gar als „schwäbischer Dichtungsheros“.⁴

2. ...mente vidi Pierium nemus.⁵ Das Leben Hermann Wellers (1878-1956)

1959 hatte JOSEF EBERLE, Herausgeber der Stuttgarter Zeitung und selbst lateinischer Dichter, in seiner Gedichtsammlung *Laudes* dem verstor-

benen Vorbild Hermann Weller ein Gedicht mit dem Untertitel *Celeberrimo poetae Latino Professori Doctori Hermanno Weller* zugeeignet.⁶ Die Benennung als *celeberrimus poeta* traf in der Tat auf Weller zu, hatte er doch von 1916 - 1944 regelmäßig mit seinen *carmina Latina* am sog. *Certamen Hoeffftianum* in Amsterdam teilgenommen und dabei 12 Goldmedaillen errungen.⁷ Gestiftet worden war dieser lateinische Dichtungswettbewerb 1843 von dem niederländischen Juristen und Humanisten JACOB HENDRIK HOEFFFT und lief bis zum Aufbrauchen des Stiftungsgeldes bis zum Jahre 1978 fort.

Die folgende Skizze des Lebenslaufs von Hermann Weller stützt sich im Wesentlichen auf das Buch „*Weite Horizonte*“,⁸ das 2006 in Schwäbisch Gmünd, der Heimatstadt Wellers, erschienen ist. 1878 wurde Weller ebendort geboren. Im Alter von zwölf Jahren starben binnen kurzer Zeit Mutter und Vater – eine traurige Parallele zu Josef

Eberle, der mit sechzehn Jahren Vollwaise war. Weller besuchte zunächst Schulen in Gmünd, dann die Lateinschule in Bad Mergentheim, legte das Abitur am Gymnasium in Ehingen an der Donau ab und studierte zunächst Rechtswissenschaft und Philosophie, dann Klassische Philologie und Indologie in Berlin und Tübingen. Nach der Promotion mit Hauptfach Sanskrit und dem Staatsexamen für die Höhere Schule in den alten Sprachen, dazu in Französisch und Hebräisch, unterrichtete er von 1913 bis 1931 am Gymnasium in Ellwangen. Ein ehemaliger Schüler erinnert sich an eine bezeichnende Episode aus dieser Zeit: Der „manchmal ganz in Gedanken Versunkene“ „gab uns eine kleine Aufgabe. Er stand dann am Fenster mit dem Rücken zur Klasse und schaute hinaus in den Schulgarten. Wir Schüler ... flüsterten uns zu ‚er dichtet wieder‘. Nach einigen Minuten drehte er sich um, ging zum Lehrerpult, machte sich ein paar Notizen – und der Unterricht ging normal weiter.“⁹ Nach seiner Habilitation wurde Weller 1931, im Alter von 53 Jahren, Privatdozent, und 1938 zum außerplanmäßigen Professor für Indische Philologie an die Universität Tübingen berufen. Dort wurde er mit der NS-Ideologie konfrontiert – nicht zuletzt durch die berufliche Abhängigkeit von Lehrstuhlinhaber JAKOB WILHELM HAUER, der als Rassenideologe sein indologisches Institut zum Institut für „Arische Weltanschauung“ umgestaltete, nicht zuletzt, um sich Studenten zu sichern. Im letzten Kriegsjahr wurde das von Hauer geleitete Institut sogar Teil des NS-Auslandsgeheimdienstes. Weller entzog sich der Politisierung des Universitätsbetriebs, indem er sich auf rein sprachliche Themen wie etwa die arische Metrik spezialisierte. Als gläubiger Katholik stand er in kritischer Distanz zum Ariermythos und zur Rassenlehre seines indologischen Kollegen, war aber auf dessen Wohlwollen angewiesen. KONRAD PLIENINGER vermutet, dass Weller sich auch deshalb auf die lateinische Dichtung und den Hoeffft-Wettbewerb geworfen hat, weil ihm dieser poetische Eskapismus einen geschützten Raum bot und „sonst kaum erreichbare Freiheiten“ gewährte.¹⁰

Lateinisch zu dichten war zu dieser Zeit keine apolitische Angelegenheit: Einflussreiche

Nationalsozialisten bezogen in Baden-Württemberg Stellung gegen das Lateinische. Besonders der Ludwigsburger Oberstudiendirektor und NS-Schulungsleiter OTTO HAUG schrieb in einem Aufsatz von 1936, diese Sprache sei ein „Werkzeug der rassenlosen, gegenmenschlichen und jesuitischen schwarzen Internationale“.¹¹ Plieninger dazu: „Als Vorsitzender der *Societas Latina*, einer Gesellschaft zur Förderung des Lateinischen als Weltsprache, mußte sich Weller gegen den Vorwurf wehren, dieser Verein schade der Weltgeltung Deutschlands. Die von den Nazis scharf bekämpfte Internationalisierung des Lateins war auch der tiefere Grund dafür, dass Weller im Jahre 1937 mitgeteilt wird, sein bei einem internationalen Kongreß für Geschichtswissenschaft vorgesehenes Referat über den *Einfluß des neulateinischen Gedichts der Ekloge auf die deutsche Ekloge im 17. Jh.* könne wegen des Einspruchs des wahrscheinlich von Nationalsozialisten beherrschten nationalen deutschen Komitees nicht gehalten werden.“¹² Auf der anderen Seite feierte die deutsche Presse die Erfolge Wellers bei den *certamina Houefftiana*, allerdings ideologisch vereinnahmt als „deutschen Sieg im lateinischen Sprachraum“ über „die historisch zu Hütern lateinischer Sprachkultur berufenen Romanen“.¹³ Weller wandte in seiner Tübinger Zeit das Lateinische breitgefächert an: Er beriet eine Weinfirma bei der Formulierung einer Marke, kam der Bitte nach einer lateinisch formulierten Inschrift für den Kamin eines italienischen Palazzo entgegen, entzifferte rätselhafte lateinische Inschriften auf Häusern, Grabsteinen oder Epitaphen, verfasste eine lateinische Festhymne für die Weihe der Kathedrale von Luxemburg und steuerte lateinische Beiträge für Festschriften seiner Universität bei. Außerdem stand er mit etlichen Geistesgrößen seiner Zeit brieflich in Kontakt: HERMANN HESSE bedankte sich bei Weller für eine freundliche Besprechung seines Romans „Siddharta“, mit JOSEF EBERLE schrieb er seit 1946 regelmäßig Briefe. Von 1943-1955 kommt es zur Zusammenarbeit mit CARL ORFF: Weller beriet den Komponisten u. a. bei den *Carmina Burana* als auch den *Carmina Catulli*. „So zeigen die lateinischen Texte großer Musikwerke Carl Orffs auch da und dort die behutsam korrigierende Hand-

schrift Hermann Wellers und beleuchten über die indische und lateinische Philologie hinaus dessen weitgespannten musikalischen Horizont.¹⁴ Bis zum Sommersemester 1947 hielt Weller Veranstaltungen an der Universität Tübingen, 1950 erschien als Quintessenz seiner indologischen Tätigkeit das Buch „Indische Lebensweisheit und Lebenskunst“. 1956 starb Weller im Alter von 78 Jahren.

3. Die carmina Latina Hermann Wellers

3.1 Agonica

Hermann Weller hat seine 1946 erschienene Zweitaufgabe seiner Gedichtsammlung mit dem Titel *Carmina Latina* in drei Teile untergliedert: *Agonica*, *Varia* und *Versa*. Die Themen und Inhalte der *Agonica*, der Wettkampfbeiträge zum *certamen Hoeyffianum*, hat UWE DUBIELZIG in chronologischer Reihenfolge beschrieben.¹⁵ Auf dieser so verdienstvollen wie nützlichen Übersicht ruht die folgende, einem raschen Überblick dienen wollende Kürzestzusammenfassung dieser Preisgedichte auf. Die Elegie *Psittacus et Passer* (1918) stellt ein Seitenstück zur horazischen Fabel von der Stadt- und Landmaus dar: Ein in einem goldenem Käfig eingesperrter, aber eingebildeter Wellensittich parliert mit einem ärmlichen Sperling über die Vorzüge seines Luxuslebens, bis am Ende eine Katze das Zimmer betritt, der Sperling entkommen kann und seine einfache, aber freie Lebensweise bestätigt findet. Die Elegie *Somnus hibernus* (1920) ist eine beißende Zeitsatire auf die verheerte Zeit nach dem 1. Weltkrieg: Anlässlich eines Waldspaziergangs träumt sich der Dichter bei der Beobachtung eines in seine Winterhöhle schlüpfenden Dachses in die Wohligkeit des Palastes des Gottes Hypnos hinein, wo er die Dummheit seiner Zeit zu verschlafen wünschte. Das Gedicht endet mit einer optimistischen Vision, als die Freundin ihn aufweckend an die Ankunft des warmen Frühlings erinnert. Die Elegie *Regnum paupertatis* (1921) hebt an mit einer Klage gegen die nach dem 1. Weltkrieg verbreitete soziale Not, die im Kontrast zum Leben reicher Kriegsgewinnler steht. Die Spannung wird am Ende aufgehoben durch eine Begegnung des sich auf Wanderschaft befindlichen Dichters mit einem Franziskanermönch,

der für ein christliches Bekehrungserlebnis sorgt. Die Elegie *Hegesias* (1922) thematisiert den Tag der Ausweisung des kyrenaischen hedonistischen Philosophen HEGESIAS aus Alexandria durch König PTOLEMAIOS, weil der Gelehrte viele junge Männer durch seine Weltanschauung, dass wahre Lust im Leben nicht zu finden ist, zum Selbstmord bewegt hat. Hegesias trifft auf dem Weg zum Hafen und ins Exil einen alten blinden Mann im Kreise einer Kinderschar, der durch sein bescheidenes Glück den Weisen beschämt und ein inneres Umdenken bei dem Kyrenaiker auslöst. In der Elegie *Europa* (1923) wird die phönizische Königstochter Europa von Zeus nach Kreta entführt, geht aber nach einer längeren Abwesenheit des Gottes mit dem in Prunk lebendem Menschenprinzen Asterion eine neue Verbindung ein – es dürfte sich um eine Allegorie auf das in den Augen Wellers materialistisch gewordene Europa der *roaring twenties* handeln. Die Elegie *Daedalus et Elpenor* (1924) handelt davon, dass der sizilianische Jüngling Elpenor nach Erfindung eines neuen Streitwagens für seine Leistung beim greisen Daedalus nach Anerkennung sucht, der aber vor den verheerenden Wirkungen neuer Technik warnt, bevor er stirbt – auch dies eine Allegorie auf zeitgenössische Erscheinungen. Die Elegie *Natale solum* (1925) beschreibt, wie der sizilische Hirt und Dichter Alamon OVID auf Tomi besucht, einmal, um den berühmten Dichter kennenzulernen und zum zweiten, weil Alamon nach verlorenem Sängerwettstreit nicht mehr in seine Heimat zurückkehren will. Ovid lässt ihn seine Heimat besingen; durch das Dichten wird das Heimweh zumindest für kurze Zeit gestillt. Die Elegie *Venus et Mars* (1926) spielt im Jahre 1918, dem fünften Jahr des 1. Weltkriegs: Mars ist zu Venus zurückgekehrt und vom Schlafgott Somnus in tiefen Schlummer versetzt worden – prompt rüsten die Völker ab und es kommt zu den goldenen 20er Jahren – am Ende aber steht die Warnung der Seherin Pythia, dass Mars nicht auf ewig schlafen wird. Die Elegie *Hospes Tarentinus* (1926) spielt im Rom des Jahres 64 n. Chr. Der Grieche Philotimos ist zu Gast bei dem Römer Serenus. Philotimos hatte seinen Nebenbuhler getötet und findet trotz aller von Freund Serenus angebotenen Vergnügungen keine See-

lenruhe, bis er auf die plötzlich einbrechende Nachricht vom Brand in Rom viele Menschen rettet, dabei umkommt und im Selbstopfer die erhoffte Sühne erfährt. Nach Dubielzig ist dies Wellers erster Beitrag zur lateinischen Versnovelle, in der er historisch exakte Darstellung der Situation mit psychologischer Vertiefung verbindet.¹⁶ In der Elegie *Vestalis* (1927) zieht sich die Patrizierin Claudia nach 30 Jahren aus dem Vestadienst zurück und sucht ihre einstige Liebe Caelius auf, der nach einer militärischen Laufbahn als weiser Wohltäter ein zurückgezogenes Leben führt und sie mit einer parabelhaften Erzählung zur Lossagung von irdischer Liebe und zur freiwilligen Rückkehr in den Vestadienst überzeugt. Das hexametrische bukolische Gedicht *Certamen pastorum* (1928) ist ein Boukolismos, ein Wettsingen von sechs Hirten um die schöne Amaryllis. Der junge Alexis besingt als einziger in elegischem Distichon die Heimat als allen gemeinsame Mutter und trägt den Sieg davon (vgl. *Solum natale*). Die Elegie *Lucius* (1928) spielt im Rom der 60er Jahre des ersten nachchristlichen Jahrhunderts. Der philosophisch-ethischen Schriften sehr zugewandte Patrizierjüngling Lucius leidet unter dem herrisch-strengen Verhalten seiner verwitweten Mutter Porcia gegenüber dem Hausgesinde. Nach einem Streit zieht Lucius sich auf das bäuerliche Landgut der Familie zurück; als er im Frühjahr Schafe nach Rom bringt, begegnet er dem predigenden Apostel PAULUS, fühlt seinen nur dunkel gefühlten Drang nach einer besseren Welt bestätigt und bekehrt sich zum Christentum. Das hexametrische Epyllion *Ad astra* (1929) thematisiert die Bekehrung des Abbe ARMAND-JEAN LE BOUTHILLIER DE RANCE (1626-1700), dem Gründer des Trappistenordens, zu einem Leben in heroisch-mönchischer Tugend. In der Elegie *Homines primi* (1930) suchen Adam und Eva, von der Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies gepeinigt, jahrelang diesen Ort ihres Glücks. Dort angekommen, weist der Engel des Herrn mit dem Flammenschwert Richtung Himmel. In einer Apostrophe wendet sich der Dichter an das Urmenschenpaar, dessen Streben symbolisch für den Weg der Menschheit steht: Erst im himmlischen Jenseits werde ein Eingehen ins Paradies

wieder möglich sein. Die Elegie *Fabius et Cornelia* (1931) versetzt den Leser in die Zeit der römischen Christenverfolgungen: Die Liebenden Fabius und Cornelia sind heimliche Anhänger des Christentums. Als Fabius verraten und festgenommen wird, fällt Cornelia in Ohnmacht. Fabius bekennt seinen Glauben, bis er in der Arena mit ansehen muss, wie christliche Paare grausam zu Tode kommen. Um Cornelias willen schwört er dem christlichen Glauben ab und eilt zu ihr. Sie erwacht und wähnt, er sei nach seinem Märtyrertod vom Himmel nun zu ihr herabgestiegen, worauf sie stirbt – Fabius stellt sich sofort dem römischen Präfekten, um als Märtyrer zu sterben. In der Elegie *Prometheus* (1934) ist der Titanensohn Prometheus an den Kaukasus geschmiedet und besucht nach seiner Befreiung durch Herkules die Menschen, die ein gewisser Theomisos („der Götterhasser“) gegen die geistliche und weltliche Obrigkeit aufgewiegelt hat; der Zeustempel brennt, es folgen Krieg und Hungersnöte. Prometheus sieht sein Werk durch den Missbrauch seiner Gabe gescheitert. Lösung bietet das Lied der Parzen: Prometheus hat den Menschen die Technik, nicht aber die Ethik gebracht – erst die göttliche Liebe ermöglicht ein menschenwürdiges Leben. In der heiteren Elegie *Disceptatio amantium* (1935) sitzt das Liebespaar Marcus und Corinna bei einem Maiausflug vor einem ländlichem Gasthaus, als ein Junge Seifenblasen aufsteigen lässt. Marcus empfindet das als Störung, Corinna nicht: Sie deutet die Seifenblase als Muster vollkommener Form wie die aus Meeresschaum entsprungene Venus bzw. als Symbol der Vergänglichkeit des Menschenlebens – Marcus verwahrt sich gegen das düstere Bild, Corinna aber setzt ihm als Ausweg das *carpe diem* entgegen. Der Titel des Epyllions *Videmus ... in aenigmate* (1937) greift ein Motto aus dem Korintherbrief 13,12¹⁷ auf. Der Junge Paul entwendet seinen Eltern ein Goldstück und leistet sich auf dem Jahrmarkt harmlose Vergnügungen, traut sich aber nicht heim und erfriert in der kalten Novembarnacht vor einer Marienkapelle, wo die Eltern ihn mit einem seligem Lächeln im Gesicht tot auffinden. Die Elegie *Y* (1938) ist eine als heiterer weinseliger Traum verkleidete Allegorie auf die Judenverfolgung durch die Natio-

nalsozialisten: Aus einer Horazausgabe entlaufene Heerscharen schwarzer Buchstaben verfolgen unter ihrem Anführer A das fremdländische Y, bis der Träumer aus seinem Traum erwacht und dem grausen Spuk ein Ende machen kann. In der Elegie *Ara Pacis* (1938) lassen Wolkengebilde am baden-württembergischen Limes den Dichter an die 1937/38 restituierte *Ara pacis* in Rom denken und wecken in ihm den Wunsch, moderne Staatsmänner mögen sich den Friedenskaiser AUGUSTUS zum Vorbild nehmen. Als das Wolkengebilde verschwindet, bedenkt das lyrische Ich die Brüchigkeit irdischen Friedens und entsinnt sich der Legende, Augustus habe in der Nacht von Jesu Geburt den Stern von Bethlehem gesehen und angesichts des Anbruchs des Ewigen Reiches die Vergänglichkeit seiner Macht empfunden. Die aufkeimende Frage, warum die Menschwerdung Gottes nicht den ewigen Frieden gebracht habe, lassen die einsetzenden Abendglocken verstummen: Der wahre Altar des Friedens liegt über den Sternen, im himmlischen Jerusalem. In der Elegie *Iuventus renovata* (1940) erzählt die Großmutter dem Dichter als Knaben das indische Märchen vom Jungbrunnen; als der Junge die beschriebene ewige Jugend der Großmutter wünscht, entgegnet diese, die Menschen hätten schnell den Fluch der Zerstörung der natürlichen Ordnung beklagt – nicht dauernde Jugend sei die Erfüllung des Lebens, sondern die Auferweckung der Toten und das ewige Leben. Alter und Tod seien Liebesgaben Gottes. Im Hexametergedicht *Templum divini spiritus* (1941) errichtet ein fiktiver Dombaumeister namens Johannes einem ehrsüchtigen König einen romanischen Dom. Bei der Einweihung verrät er arglos dem König von seinen Plänen eines weiteren Dombaus. Der König lässt Johannes mit zähem Pech blenden, damit der nicht etwa durch einen neuen Bau den Dom des Königs in den Schatten stellen kann. Johannes aber hat sein Wissen an den Gehilfen Renatus weitergegeben, der den gotischen Dom der Zukunft, die Heilig-Geist-Kathedrale, bauen wird. In der Elegie *Dismas* (1942) wird die Heilige Familie auf der Flucht nach Ägypten von einer Räuberbande überfallen, deren Hauptmann Dismas, durch einen Blick aus göttlichem Auge getroffen, Schonung walten lässt. Dismas war als

Kind in römische Sklaverei verkauft worden und aus verletztem Ehrgefühl zum Räuber geworden. Drei Jahrzehnte später wird Dismas mit seinem Kumpan Gesmas am Passahfest in Jerusalem wegen Diebstahls an Pilgern festgenommen und zusammen mit Jesus gekreuzigt. Ein zweites Mal wird Dismas vom göttlichen Blick getroffen, erkennt seine Schuld, bittet um Vergebung und wird erlöst: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein“ (LUKAS 23, 39-43). In der Elegie *Peregrina* (1943) wird eine Grafentochter von ihrem Bräutigam betrogen und beschließt daraufhin, unter dem Namen Peregrina (die Fremde/ Pilgerin) auf einer Atlantikinsel als Nonne und Krankenschwester in einem Sanatorium Glaube, Hoffnung, Liebe an Kranke und Sterbende weiterzugeben – ein Jahr später stirbt sie an Erschöpfung, aber in Frieden und Einklang mit sich und der Welt. In der hexametrischen Versnovelle *Campana sollemnis* (1944) wird der Dichter mit anderen Bürgern Ellwangens in das Rathaus gerufen, um dem Testament eines Mannes beizuwohnen, der nach Amerika ausgewandert war und nach seiner Rückkehr nun verfügt, dass die Glocke *Sollemnis* ihm das letzte Geleit geben solle, um die Güte Gottes zu bezeugen: Deren Läuten nämlich hatte ihn einst gehindert, zum Mörder an seinem Nebenbuhler zu werden, als er diesen im Wald als einsamer Jäger, zu dem er nach dem Treubruch geworden war, zu erschießen trachtete.

Viele der Preisgedichte legen Zeugnis des christlich-humanistisch geprägten Weltbildes Wellers¹⁸ auf: Sie stellen *exempla virtutis* in christlichem Sinne vor Augen, egal ob es sich dabei um heidnische oder christliche Protagonisten handelt. Es treten Entsagende auf wie die auf irdisches Glück verzichtenden Frauenfiguren der Vestalin und der Peregrina bzw. der zu mönchischem Leben bekehrte Adlige Armand-Jean Le Bouthillier de Rance, dazu Märtyrer wie der sich römischer Gerichtsbarkeit unterstellende Christ Fabius, überdies Bekehrte wie Hegesias, der durch die naive Lebenszugewandtheit des blinden Greises angerührt wird oder Lucius, der sich dem Apostel Paulus anschließt, und schließlich reuige Sünder wie Philotimus oder Dismas, die spät, aber rechtzeitig auf den Pfad der Tugend zurück-

gefunden haben. Tendenziell in den früheren Gedichten der 1920er Jahre finden sich viele am herrschenden Zeitgeist zweifelnde Figuren, die als Exponenten der Gedanken ihres Schöpfers gelten können: Lucius, der anstelle altrömischer *severitas* und Unbarmherzigkeit Milde und Nächstenliebe ins Recht gesetzt wissen will, Daedalus, der vor folgenblinder Techno- und Neophilie warnt, Prometheus, der die destruktive Kehrseite des als Zivilisationsgabe gedachten Feuers kennenlernt, das Dichter-Ich selbst, das im *Somnus hibernus* die kollektive Dummheit und Amoral vieler Zeitgenossen und im *Regnum paupertatis* die grassierende soziale Ungerechtigkeit beklagt.

Alle Figuren scheint das Gefühl zu einen, dass ihnen in diesem Leben keine Gerechtigkeit widerfahren, kein dauerhaftes und wahres irdisches Glück zuteil werden kann – gleich ob fiktive oder historisch bezeugte antike Person oder mythologische Figur. Als kurz aufflackernde innerweltliche Glücksaugenblicke in diesem Weltbild vorgesehen sind heroische Taten der Entsagung (durch gewissensentlastende Sühnehandlungen, Märtyrertod, asketisch-altruistisches Opfer des eigenen Lebens), geistige Umkehrakte und immerhin Momente von Weltbehaustheit bei der Versenkung in die Schönheit der Natur. Wenn man wie der Verfasser unterstellt, dass Weller mit der Wahl der Themen seiner Wettbewerbstexte nicht auf den Zeitgeist spekuliert hat, wird man bei der Lektüre der *Agonica* Zeuge des geistigen Ringens des christlichen Humanisten, Gelehrten und Intellektuellen Wellers mit den Entwicklungen seiner Zeit, die von der durch politische und soziale Extreme zerrissenen Weimarer Republik bis zur nationalsozialistischen Perverterung jeglicher zivilisierten Werte reicht. Weller ist kein politischer Aktivist oder scharf analysierender Soziologe, sondern poetischer Erzähler und Weltenschöpfer, der zeitgenössische Problemlagen und seine eigenen Reflexionen an seine fiktiven oder historischen Figuren aus allen Epochen delegiert. Durch dieses Überblendungsverfahren werden die konkreten narrativen Konstellationen enthistorisiert und in den Rang genereller Wertekonflikte erhoben. Gleichwohl ist Weller am ehesten als ein Dichter der inneren Emigra-

tion zu bezeichnen: Seine auf Latein verfassten Werke sind ihm eskapistische Meditations- und Trostmomente in düsterer Zeit; keine von ihm geschaffene Figur hat etwas Revolutionäres an sich; keine ruft zu gesellschaftlicher Veränderung auf, sondern reagiert durch die Transformation ihrer inneren Haltung. Ob das zu Recht von Uwe Dubielzig als „neue Königin der Elegien“ apostrophierte Gedicht „Y“ mit seiner präzisen Beschreibung der nationalsozialistischen Judenverfolgung als Akt intellektuellen Widerstands gewertet werden kann, bleibe dahingestellt: Weller hatte den Mut, den Text 1938 beim *certamen Houefftianum* einzureichen und versenden zu lassen; in der im selben Jahr erfolgten Erstausgabe seiner *Carmina Latina* wird das Gedicht allerdings erst für eine spätere Veröffentlichung angekündigt; im Jahre 1946 – nach Beendigung des nationalsozialistischen Wahnsinns – findet es sich in der Zweitausgabe der *Carmina Latina*.

Man kann nur spekulieren, ob der Text, wenn er 1938 abgedruckt worden wäre, für Aufsehen gesorgt hätte. Weller hatte für alle Fälle verschleiernde Vorsichtsmaßnahmen eingezogen, indem er das Erzählte – die Verfolgung des Buchstabens Y durch die anderen schwarzen Buchstabengesellen unter Führung des *ductor* A – als weinseligen Traum darstellt: Die Amsterdamer Preisrichter haben den Text jedenfalls so aufgefasst – ob aus Unverständnis oder zum Schutz des Autors, weiß man nicht.¹⁹ Man lese zur Interpretation und Würdigung dieser Elegie Uwe Dubielzigs schönen Beitrag.²⁰

Alle Gedichte Wellers zeugen von umfassender Belesenheit, stupender klassischer Gelehrsamkeit ihres Autors und höchster formaler Meisterschaft. Elegant umschreibt er moderne Phänomene, ohne dabei der an römischen Musterautoren geschulten Sprache Gewalt anzutun. Seine hohe poetische Meisterschaft zeigt sich besonders in der Zeichnung von Naturbildern, Gemütsstimmungen und Charakteren und nicht zuletzt in einer erstaunlichen Lebensechtheit der (lateinischen!) Dialogpassagen – und vor allem: Sein Zugriff auf die Themen und sein Latein haben nichts künstlich Epigonenhaftes an sich, sondern vermitteln den Eindruck, als hätten sich die großen römischen Dichter der Antike in der

Person Wellers reinkorporiert, um aus seinem Munde zu künden: Die Geschmeidigkeit der Dichtersprache aus der goldenen Latinität verschmilzt mit Wellers poetischer Phantasie zu einer natürlichen Einheit. Man mache die Probe aufs Exempel und lese zum Vergleich die wesentlich angestrenzter wirkenden, weniger fluiden und teilweise arg artifiziell daherkommenden lateinischen Gedichte seines Zeitgenossen GIOVANNI PASCOLI (1855-1912).²¹

3.2 *Varia*

Die *Varia* sind Gelegenheitsgedichte für verschiedene Anlässe: Geburtstagsgedichte für Honoratioren, etwa zum 70. Ehrentag von Dr. GEORG LURZ, der bis 1934 Leiter des Münchner Wilhelmsgymnasiums und mit Weller zusammen Mitarbeiter des *Societas Latina* war und als überzeugter Katholik der offiziellen nationalsozialistischen Sprachregelung nach wegen „nachgewiesener Dienstunfähigkeit“²² amtsenthoben worden war; versifizierte Dankesschreiben, etwa an den Augenarzt der Tübinger Universitätsklinik Prof. Dr. WOLFGANG STOCK (1874-1956), der bei Weller eine erfolgreiche Staroperation durchgeführt hatte, dazu Gedichte zu den verschiedensten Sujets, seien es Denkmäler (*Monumenta pestis, Ad Divam Virginem*), Naturgegebenheiten (*Ad fontem caeruleum, Merula*), autobiographische Episoden wie die Entfernung eines Nierensteins (*Lapillus*), philosophische Betrachtungen (*Requies*) u.v.m.

3.3 *Versa*

Dabei handelt es sich um Gedichte, die Weller aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzt hatte. Die Abteilung beginnt mit der lateinischen Fassung des distichischen Gedichtzyklus „Tübinger Bilder“, die HUGO MEYER verfasst hatte, der von 1874-1902 Professor für Straf- und Strafprozessrecht in Tübingen war. Es folgen Übertragungen von Gedichten des Lübecker Spätromantikers EMANUEL GEIBEL (1815-1884), des Tübinger Heimatdichters MATTHIAS KOCH (1860-1936), des Wiener Lyrikers JOSEF WEINHEBER (1892-1945) und des Lyrikers FERDINAND FREILIGRATH (1810-1876), eine Latinisierung des Volksliedes „Gold und Silber lieb ich sehr“ (*Aurum et Argentum*)

und zum Abschluss ein *carmen gratulatorium* zum siebzigsten Geburtstag von Wellers Tübinger Verleger RUDOLPH LAUPP.²³

4. Die *Maii Miracula* als Beispiel für Wellers Kunst der magischen Verzauberung

Dieser Text sei ausgewählt, weil sich an ihm Typisches für Wellers lateinisches Dichten und Denken aufzeigen lässt. Das in elegischen Distichen abgefasste Gedicht eröffnet die Abteilung der *Varia*, ist mit 210 Versen der mit Abstand längste Text innerhalb dieser Rubrik und bildet damit eine Art Gelenkstelle zu den vorherigen Preisgedichten, die jeweils rund 250 Verse umfassen. Kurz zum Inhalt: Trotz des Wonnemonats Mai herrscht im Gemüt des Poeten Felix Novembertristesse. Missmut über die allgemeine Teuerung, Geldnot, Versetzung durch das Mädchen Tildis und mangelnde Inspiration beim Dichten führen zu generellem Weltschmerz, der Felix von der Lektüre HOMERS, VERGILS und der griechischen Philosophen aus dem Studierzimmer wegtreibt in einen einsamen Wald. Dort lässt er sich bäuchlings auf dem Boden nieder und beginnt, ergriffen vom *taedium vitae* und bleistiftbewehrt, einen Traktat wider die mannigfache Unbill des Lebens – sollen doch andere das Leben glücklich nennen: *Non ego luminibus captus iniqua canam*.²⁴ Dabei lässt er sich in seinem Schreibfurore nicht ablenken weder von einem Kitzeln an seinen Fußsohlen noch einer Berührung an den Beinen kurz darauf. Das Weib sei an aller Verderbnis schuld, so schreibt er weiter: *Esse malum patiar, sed inevitabile damnum | Est genus – experto credite – femineum*.²⁵ Als er eine Berührung am Rücken verspürt, ignoriert der Denker diese – denn die Musen ziehen ihn himmelwärts zum Helikon: *Sed iam raptus erat vates Heliconis in umbras | Totus et his coeptum versibus auxit opus*.²⁶ Jetzt schilt Felix den Monat Mai wegen seines trügerischen Charakters – durch die Eiseiligen verscheuche er sich ja selbst und sei mithin so wetterwendisch wie die Liebe selbst: *Ipse fugat sese glacialia numina mittens, | ne quid adhuc vigeat luxurietque nimis. | Dicitur hic apte mensis patronus Amoris: | Scilicet immeritos sic quoque fallit amor*.²⁷ Als der von seinen Einsichten ergriffene Denker eine Ohrfeige an der feisten Wange (*obesae ... genae*)

spürt, muss er aus den Höhen seiner Gedanken hinab in die schnöde Wirklichkeit: Ein Hase ist über ihn gehoppelt und hat ihn mit seinen Hinterläufen getroffen. Diese Begegnung mit Meister Lampe ist der Wendepunkt: Felix bricht in schallendes Gelächter aus und sagt dem Hasen Dank. Dies Tierchen, nicht die Weisen Indiens oder Griechenlands Philosophen vermochten seinen kranken Geist zu heilen: *„Gratia sit lepori“ dixit: „quibus India doctis | Floruit et quotquot Graecia clara tulit, | non potuere meos illi sanare furores; | Tu mihi, parve lepus, tu medicamen eras.“*²⁸ Heiter und gelöst stimmt Felix ein Hohelied auf den Mai und den Tann als Bewahrer von Glücksmomenten des goldenen Zeitalters an und beginnt ein Picknick auf einem bemoosten Stein unter schattigem Blätterdach. Und nun vollzieht sich eine Metamorphose – das vormals düstere Baumdickicht (*Arboribus nigris horrida silva iacet*²⁹) wird unversehens zum Waldpalast, der Stein zum Thron, Felix zum König mit einer Krone aus Sonnenstrahlen, der Waldboden zum duftenden Blumen- und Kräuterteppich, der Tautropfen zum regenbogenfarben funkelnden Edelstein, die Buchen zu silbernen Säulenreihen, auf denen das sonnenbeschienene Blätterdach des Waldes wie eine golddurchwirkte Kassettendecke aufruhrt – und das Vogelgezwitscher wird zur festlichen Symphonie: *Ne sua regali desit symphonia festo, | multiplici volucrum carmine silva sonat.*³⁰ Und in einer launigen Apostrophe an den Dichter Felix wird seine besondere Fähigkeit zur Imagination und Auserwähltheit durch die Musen gegen die weit beschränktere Vorstellungskraft der normal Sterblichen hervorgehoben: *Quo feror ah! mera turba sumus: tu, candide Felix, | Aonius quam nos plura poeta vides.*³¹ Denn Felix ist in der Lage, den Triumphzug des personifizierten Wonnemonats zu sehen, der im Folgenden beschrieben wird: Der Mai steht auf einem Wagen, der von schneeweißen Hirschen gezogen wird, und trägt eine grüne Toga, auf dem Haupt ein Blumengebinde, neben ihm die Vegetationsgöttin Chloris. Scherzende Satyrn, Nymphen und Erogen bilden das Prozessionsgefolge, ganz am Ende des Zuges die Tiere des Waldes, auch der kleine Hoppelhase. In einer erneuten Apostrophe wird Felix aufgefordert, sich in den fröhlichen Reigen einzugliedern

und von Herzen aufzujuchzen – im Bewusstsein, dass die Götter ihn, Felix, das Glückskind, lieben: *Nunc age festivo socium te iunge triumpho
Nunc tibi bacchanti desipuisse licet.*

Laetius exsulta, toto cape gaudia corde:

*Numina te Maii, te deus omnis amat.*³²

Dieses kleine Kunstwerk verdient es, nicht anders als allerliebste, entzückend, zauberhaft genannt zu werden. Zauberhaft ist das Gedicht, weil es in romantisch-märchenhafter Weise die Wirklichkeit verklärt, etwa wenn der Wald eine Metamorphose zum sonnenfunkelnden Palast erfährt oder der Frühling als bunte Allegorie in Form eines Triumphzuges vor das geistige Auge des Lesers gestellt wird.

Witzig ist es, insofern die Hauptfigur Felix in liebevoller Ironie gezeichnet wird: Ein Dichter und Denker, der sich über kleine Alltagskränkungen in umfassende Melancholie und generellen Weltekel hineinzusteigern vermag, um in einem quasiheroischen Akt der Welt zu entsagen (wenn auch nur der Welt des Studierzimmers) und sich wie ein nietscheanischer Hyperboräer gebärdend in die Waldeseinsamkeit zurückzuziehen. In seinen pessimistischen Ansichten über das menschliche Dasein wähnt er sich in der Rolle des *primus inventor*, wie Weller in subtiler Ironie formuliert: *Dixit et invisum Felix conclave reliquit, | Solus inaccessas ingrediturque vias.*³³ Einmal von seiner Geliebten Tildis versetzt, verfasst er sogleich Verse wider das weibliche Geschlecht als Ursprung alles Bösen. Als er sich gerade in den weltabgewandten Furor des *vates* hineingeschwungen hat und von den Musen auf den Helikon versetzt fühlt, zerzt ihn ein kleiner Hase in die Wirklichkeit zurück: Felix liegt bäuchlings im Moos und sieht, wie der Hase ihn in sicherer Entfernung erschrocken anblickt. Der komische Kontrast zwischen dem erhabenem Pathos der Vergeistigung und der auf dem Fuß folgenden praktischen Erdung erinnert an die Anekdote zwischen dem in einen Brunnenschacht fallenden Sternengucker THALES und der darob feixenden thrakischen Magd.³⁴

Es kommt bei Felix zu einer schlagartigen Metanoesis – die Begegnung mit dem Naturwesen versöhnt ihn mit der Welt und dem Wonnemonat Mai, und, so übertrieben sein Weltschmerz angesichts dessen banaler Auslöser war, so überzogen

ist jetzt sein Empfinden der äußeren Wirklichkeit: Der Wald wird ihm zum Königspalast, der Mai paradiert in pomphafter Prozession an ihm vorbei – nicht ohne ironische Kommentierung des Erzählers über diese nur Poeten zugängliche Fähigkeit zu imaginativer Hyperbole: *Tu potes hunc oculis Maii spectare triumphum | Quidquid et arcani silva vetusta tenet.*³⁵ Gleichwohl wird die Figur des Felix nicht denunziert, sondern in ihrer liebenswürdigen Schwäche gezeigt: als Typus der empfindsamen, ja feinnervigen *animula vagula blandula* des Dichters, auf den sowohl die leisen Beeinträchtigungen des Wohlbefindens größten Eindruck machen wie umgekehrt die kleinsten Freuden zu höchsten Glücksgefühlen führen können; Grund dafür ist die große Sensibilität, Phantasie und Imaginationsfähigkeit des Künstlers. Es besteht kein Zweifel, dass Hermann Weller in Felix sein *Alter Ego* sah, zumal auch die fiktive Figur sowohl der lateinischen Literatur, der griechischen Philosophie und der indischen Weisheitslehre frönt – wie der studierte Klassische Philologe und Indologe Weller selbst. Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1933, dem Jahr der Machtergreifung der Nationalsozialisten, also aus dunkler Zeit, in der neben den im Alltag spürbaren Folgen der Weltwirtschaftskrise und Depression das Dritte Reich seine ersten Schritte zur umfassenden Dezivilisierung Deutschlands unternommen hatte. Man denke an den Reichstagsbrand in der Nacht vom 27. auf den 28.02.1933, die Einrichtung des Konzentrationslagers Dachau am 21. März, den Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April, das Verbot der Gewerkschaften am 2. Mai und die Bücherverbrennungen am 10. Mai. Es ist immerhin denkbar, dass Weller in die Figur des Felix geschlüpft ist, um mit ihm seinen Schmerz über die Zeitläufte in der besseren und freieren Welt der Dichtung und des Geistes zu überwinden – ein Eskapismus in die Innerlichkeit, der allerdings einzigartige neulateinische Literatur hervorgebracht hat, die es wiederzuentdecken gilt.

Anmerkungen:

- 1) Gerd Brinkhus, Rems-Zeitung vom 9.02.1998.
- 2) H. A. Thies, Stuttgarter Neues Tagblatt, 12.02.1931.
- 3) Ernst Kaiser, Schwäbische Post vom 4.02.1953.
- 4) So Ernst Kaiser im Schwarzwälder Boten vom 4.02.1931.
- 5) H. Weller, *Somnia*, V. 9.
- 6) Seit 1946 standen Josef Eberle und Hermann Weller in regelmäßigem brieflichen Kontakt.
- 7) Übertroffen haben ihn mit 13 Goldmedaillen einzig der Schweizer Petrus Esseiva (1823-1899) und der italienische Dichter Giovanni Pascoli (1855-1912).
- 8) Brückner, Dubielzig, Plieninger: *Weite Horizonte. Hermann Weller. Klassischer Indologe. Lateinischer Dichter. Christlicher Humanist*, Schwäbisch Gmünd 2006.
- 9) Vgl. op. cit. S. 22.
- 10) Vgl. op. cit. S. 29.
- 11) Vgl. op. cit. S. 29.
- 12) Vgl. op. cit. S. 30. Zur emanzipatorischen Kraft des Lateinischen vgl. Michael Lobe, *Platon im Kuhstall oder: Ein Affe als Aufklärer. Versuch über Michael von Albrechts „Memoiren eines Affen“*, *Forum Classicum* 1/2016.
- 13) So Dr. Hans Arthur Thies in der Beilage zum *Hannoverschen Kurier* vom 22. August 1935.
- 14) Vgl. op. cit. S. 47.
- 15) Brückner, Dubielzig, Plieninger, S. 60-81.
- 16) op. cit. S. 68.
- 17) Korinther 13,11-13: ... 11 Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, tat ich ab, was kindisch war. 12 Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich's stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin. 13 Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.
- 18) Vgl. insbesondere Brückner, Dubielzig, Plieninger, S. 21-25.
- 19) Vgl. Brückner, Dubielzig, Plieninger, S. 91f.
- 20) U. Dubielzig: *Die neue Königin der Elegien. Hermann Wellers Gedicht ‚Y‘*. <http://www.phil-humren.uni-muenchen.de/GermLat/Acta/Dubielzig.htm>
- 21) Vgl. z. B. Pascolis *Reditus Augusti* oder *Ultima linea*.
- 22) Vgl. R. Selbmann: *430 Jahre Wilhelmsgymnasium. Ein Stück bayrischer Kulturgeschichte*, München 1989, S. 35.

- 23) Otto Weinreich in seiner Rezension zu Wellers *carmina Latina* in der Stuttgarter Zeitung vom 5.11.1955: „Die erste Auflage seiner ‚carmina Latina‘ brachte ihr Verleger Rudolf Laupp (1938) in einem Band von erlesener Schönheit heraus, wie wenn er, der selbst ein guter Kenner der Neulateiner und ein überzeugter Humanist war, mit diesen unzeitgemäßen Gedichten gegen die Flut der braunen Tagesliteratur opponieren wollte.“
- 24) V. 74.
 25) V. 97f.
 26) V. 101f.
 27) V. 107ff.

- 28) V. 137ff.
 29) V. 42.
 30) V. 185f.
 31) V. 189f.
 32) V. 205ff.
 33) V. 39f.
 34) Vgl. Platon, Theaet. 174a–b. Vgl. Christina Schües: Das Lachen der thrakischen Magd. Über die ‚Weltfremdheit‘ der Philosophie, in: Bochumer Philosophisches Jahrbuch für Antike und Mittelalter 13 (2008), S. 15-31.
 35) V. 191f.

MICHAEL LOBE

Zeit optimal nutzen – Zeit sparen Probleme des Anfangs – nur des Anfangs?

Bei QUINTILIAN, *inst.or.* 1,1,34f lese ich die Mahnung, Kinder sollten, wenn sie das Schreiben erlernten, nicht an einfachen und beliebigen Wörtern üben, sondern an schwierigeren, so dass sie zugleich – zeitsparend – nebenbei die Bedeutung erlernten. Auch die zum Abschreiben vorgelegten Mustersätze sollten keine müßigen Gedanken enthalten, sondern solche, die zu etwas Gutem mahnen. Diese prägten sich dem noch ungeformten Geist ein und würden das ganze Leben beeinflussen.

illud non paenitebit curasse, cum scribere nomina puer, quemadmodum moris est, coeperit, ne hanc operam in vocabulis vulgaribus et forte occurrentibus perdat. (35) protinus enim potest interpretationem linguae secretioris, quae Graeci γλώσσαις vocant, dum aliud agitur, ediscere et inter prima elementa consequi rem postea proprium tempus desideraturam. et quoniam circa res adhuc tenues moramur, ii quoque versus, qui ad imitationem scribendi proponuntur, non otiosas velim sententias habeant, sed honestum aliquid monentis. (36) prosequitur haec memoria in senectutem et inpressa animo rudi usque ad mores proficiet.

Könnten wir Lateinlehrer des 21. Jahrhunderts daraus etwas lernen für die Art und Weise, wie wir unsere Schüler in die lateinische Sprache und Kultur einführen? Sind die Lektionstexte unserer

Lateinlehrwerke so beschaffen, dass sie von der ersten Lektion an zu Nachdenken / Staunen / Auseinandersetzung / Diskussion anregen?

Denken wir als Lehrbuchmacher oder als ‚einfache‘ Lehrende daran, dass wir die Schüler in langer – und häufig für alle mühsamer – Arbeit darauf vorbereiten müssen, später erfolgreich einen Lateinleistungskurs besuchen zu können, oder halten wir uns stets vor Augen, dass die meisten Schüler Latein vorher abwählen? Was aber wäre dann das Ziel unseres Tuns? Und was ist voraussichtlich das, was in den Köpfen der Schüler hängen bleibt, die Latein lange vor dem Abitur abgeben? Gibt es da einige wenige Kernziele,¹ die vermutlich erreichbar sind, oder zielen wir gar auf eine Ausweitung des im Lateinunterricht zu vermittelnden Stoffes (z. B. durch immer umfangreichere deutsche Texte im Lehrbuch) ab?

Was ist generell das, was Schülern in der Schule und danach und vielleicht dauerhaft von Nutzen / von Wert sein könnte? Und was könnte der Beitrag des Lateinunterrichts dazu sein?

Versuchen wir es doch mal mit einem ganz einfachen neuen Denkansatz: Wir gehen von der erfreulichen Tatsache aus, dass es das Fach Latein – trotz aller möglichen Angriffe – im Gymnasium und auch in den gymnasialen Zweigen der Gesamtschulen noch immer gibt, und stellen